



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 246.

Freitag, 19. Oktober.

1928.

(17. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

„Herr Brodersen!“ schrie das Fräulein unwillkürlich auf, aber sie biß sich schon wieder auf die Zunge und krümmte den Rücken.

Der Blinde hatte gar keine Notiz von ihrem Aufschrei genommen.

„Es war die erste große Freude in meinem Leben, als ich von meinem Ersparten meiner Mutter einen wollenen Schal in einem billigen Ramschladen kaufen konnte. Er war rot und grün mit gelben Querstreifen — merkwürdig, wie man solche Kleinigkeiten behält. Ich sehe ihn jetzt ganz deutlich vor mir. Wahrscheinlich war er scheußlich. Die Aestheten unter meinen Gästen von heute würden sehr in Verlegenheit geraten, wenn sie ihn vor mir loben müßten. Und das müßten sie ja, solange sie meine guten Weine trinken und mein Geld annehmen.“

Er stand jetzt an der Tür, lauschte einen Augenblick, riß sie auf und starrte angesirengt hinaus. Dann warf er sie knurrend wieder zu.

„Schreiben Sie: Ich lernte wie ein Teufel, bekam Prämien und freie Mittagstische, gewürzt mit Ermahnungen und Demütigungen. Aber ein junger Lehrer gab mir Bücher. Mich interessierten übrigens nur Sprachen und Reiseberichte. Das erste handelte von einem mutigen Franziskanermönch, der um das Jahr 1250 — also vor Marco Polo — durch Asien wanderte, ungefähr dort, wo in unsern Tagen Sven Hedin gezogen ist. Dann ein Buch über die spanischen Konquistadoren. Es war voll Blut und Grauen, vom Triumph der Roheit und der Zähigkeit — es gefiel mir weit besser, dies teuflische Buch, als der Bericht des frommen Mannes, der mit dem Brevier in der Hand auf dem Kamelrücken schwankte. Notabene habe ich diese Wege später auch gemacht, allerdings im Zug oder in einem Reiseauto.“

In den wasserblauen Augen des kleinen Fräuleins schimmerte Bewunderung auf. „Was Sie alles gesehen haben!“ leuchtete sie.

Brodersen zuckte zusammen. „Gesehen...“, sagte er langsam. „Gesehen habe ich, ja. Vielleicht habe ich zuviel gesehen, und das mußte ich bezahlen.“ Er stieß sich, wie von einer jähen Müdigkeit überwältigt, in einen Sessel nieder. „Bewundern Sie mich, weil ich so viel gesehen habe?“ fragte er lauernd.

„Ich bin nie hinausgekommen. Aber mein Bruder ist bis Berlin gekommen.“ Es klang wie eine Ehrenrettung der Familie.

Er winkte ab. „Weiter! Da ich bei Kerzenlicht nachts las, ist es kein Wunder, wenn meine Augen früh schwach wurden. Ich mußte schon im zehnten Jahr eine Brille tragen, was meine Mutter viel unnützes Geld kostete. Sonst war ich stark wie ein Satan. Aber das half nichts, als meine Mutter eines Nachts erkältet nach Haus kam. Sie hustete, als ob sie die Seele aus dem Hals husten wollte. Sie verlor die Stellung im Hotel, und ich rang mit der Krankheit wie jener in der Bibel mit Gott. Ich glaube, ich habe damals sogar gebetet.“

Das Fräulein mußte lange warten, bis er fortfuhr,

und sie tat es, ohne sich umzusehen. Die Stille, die im ganzen Haus herrschte, war so beklemmend, daß sie kaum zu atmen wagte. Es war eine Erholung, wenn von der Straße her eine Autohupe hereinlärnte.

„Sie ist verkommen“, diktierte die dunkle, grollende Stimme weiter. „Gestorben, weil ein paar Kronen zu den teuren Medizinern fehlten, die der Arzt, ein eiliger alter Trottel, verschrieb. Jene Nacht gebar einen Haß in mir, mit dem mein späteres Leben nie fertig wurde. Er gewann neue Nahrung mit jedem Anwachsen meines Vermögens in spätern Jahren, wie das Raubtier durch Fleischbrocken gierig und kräftig wird. Ich hatte Geld, je mehr davon in meine Hände kam. Ich liebte es vielleicht nur als Mittel zum Zweck meiner Rache. Und nur darum habe ich jene übermenschlichen Anstrengungen gemacht, die mich in allen Teilen der Welt gesüchtet, also geachtet machten.“

Wieder dauerte es eine Weile, bis er fortfuhr: „Nur mit Geld kann man das Geld entthronen. Das begriff ich bald, längst, ehe es mir fanatische Theoretiker mit einem Schwall von Gründen beibringen wollten. Und jetzt ist es so weit. Es soll nicht Ruhe herrschen in den Palästen. Die Peitsche der Sorge soll um die Ohren der Zufriedenen knallen. Aus den Tresors ihrer gepanzerten Geldschränke soll die Verzweiflung ihrer Ohnmacht angrinsen.“

Es gab einen kleinen Knack. „Mein Bleistift ist abgebrochen“, flüsterte das Fräulein schuldbehaftet. „Ich hole einen andern aus meinem Mantel.“

„Nein, es ist genug“, sagte Brodersen langsam. „Es ist genug für heute. Sie sind ja auch schon ganz entkräftet.“ Das Fräulein wagte keinen Widerspruch und sammelte die Notizen zusammen.

„Die Blätter kommen nicht aus dem Hause“, befahl er schroff. „Sie werden Sie meiner Tochter einhängen und unter ihren Augen, wann sie es für richtig hält, in die Maschine übertragen.“

„Ja, Herr Brodersen.“

„Wünschen Sie sonst noch etwas?“

„Soll alles Geschriebene heute stehenbleiben?“

„Warum fragen Sie?“

„Nur, weil Sie den letzten Abschnitt schon mehrere Male diktiert haben.“

Brodersen runzelte die Stirn. Das Fräulein, das zitternd zu ihm hinüberlief, bemerkte erschreckt, daß sein schwerer Körper in sich zusammenfiel. Sie wollte ihn zu Hilfe eilen. Aber sein Gesicht sah so drohend aus, daß sie mitten im Zimmer stehenblieb, mit ihren Tränen kämpfend.

„Ich werde es noch oft diktieren“, sagte Brodersen endlich. „Oft. Oft. Noch viele Male. Denn die Welt wird doch einmal wissen wollen —. Und jedesmal werde ich stärkere Ausdrücke finden. Man muß mir nur Zeit lassen.“ Er lachte plötzlich laut auf, und dies Lachen war noch schlimmer als sein Zorn. „Seien Sie unbesorgt, Sie zarte Taube, ich finde schon solche Ausdrücke. Im Notfall stehen mir ja noch einige andre Sprachen zur Verfügung.“

„Weiß, Herr Brodersen.“ Sie sah sich hilf-
suchend um.

Während er sich schwerfällig aus dem Sessel erhob und dem Schreibtisch zugeing, setzte er in gleichgültigem Ton hinzu: „Uebrigens diktire ich Ihnen nicht etwa Lebenserinnerungen. Alles ist freie Erfindung, Phantasie, Roman. Sie dürfen nichts anderes annehmen.“

Er drückte auf einen Knopf am Schreibtisch, den sie bis dahin nicht bemerkt hatte, und einige Minuten später trat Inge ein.

„Guten Tag, mein Kind. Das Fräulein will dir das Stenogramm geben.“

Inge nahm die engbefüllten Blätter und drückte aufmunternd die Hand des Mädchens. „Vielen Dank, und nun geleite ich Sie hinaus.“

Als Brodersen allein war, wandte er sich plötzlich dem Fenster zu, öffnete es und holte aus seiner Westentasche ein Silberstück hervor. Er wartete, bis draußen die Tür des Vorgartens flirrte, dann rief er, das Geldstück hinunterwerfend: „Fräulein, Ihr Frühstück!“

Die Münze blühte im Sonnenschein auf und fiel in einen Springenstrauch. Das Fräulein lief davon, als würde nach ihr geschossen.

Als Inge zurückkam, ging Brodersen ihr mit geöffneten Armen entgegen. „Ich habe dich vermisst, Inge.“

„Es war allerlei zu tun, Vater.“

„Ja, aber du weißt doch, daß ich dich am liebsten in jeder Minute um mich habe. Du bist ja schon an meinen Egoismus gewöhnt, wie?“

Sie streichelte seine Rechte. „Setz' dich. Das Diktieren wird dich wieder angestrengt haben. Soll ich dir nicht etwas bringen?“

Er nahm wieder im Sessel Platz. „Du sollst mir nichts bringen als deine Jugend.“

Inge schob einen Hocker näher und setzte sich zu seinen Füßen. „Du hast mich ja immer, Vater.“

„Ja, ich habe dich . . . dich. Aber wie lange noch?“

Sie erschrak. „Fühlst du dich nicht wohl, Vater?“

„So meinte ich es nicht, Kind. Ich habe eine Bärengesundheit und ich bin noch auf ein paar Jahrzehnte abonniert.“ Er legte beide Arme um sie. „Meinst du nicht, daß ich dich noch immer mit meinen Armen zerdrücken könnte?“

„Ja, aber du tust es nicht“, sagte sie lächelnd.

„Nein, ich tue es nicht. Ich schütze dich. Ich hüte dich. Aber für wen, Inge? Für wen?“ Sein Kopf neigte sich, als wolle er ihre verborgenen Gedanken lesen. „Für wen?“

„Für dich, Vater.“

„Du verbirgst mir etwas“, sagte er argwöhnisch.

Sie erhob sich und ging langsam von ihm fort. „Was sollte ich dir wohl verbergen?“

Er nickte. „So hast du immer gesprochen. Und immer ist es wahr gewesen. Bis heute.“

Sie überhörte den Doppelsinn seiner Worte. In ihre Stimme klang eine fliegende Angst, als sie fragte: „Was ist mit Blinsky? Du verbirgst mir wichtige Dinge, Vater.“

„Was soll mit ihm sein?“

„Er arbeitet nicht mit dir. Er ist fast Tag und Nacht unterwegs. Wenn man ihn fragt, weicht er aus. Und was für verdächtige Menschen besuchen ihn!“

„Verdächtige?“ Der Blinde lachte lautlos vor sich hin. „Wer ist heutzutage nicht verdächtig?“

„Du zum Beispiel nicht. Und ich.“

„Von dir ist hier nicht die Rede. Aber ich dürfte wohl manchem verdächtig sein. Nun, um Blinsky kimmere dich nicht. Laß ihn seiner Wege gehen. Er weiß schon, was er will.“

Inge nahm alle Kräfte zusammen. „Ich fürchte, er weiß es mir zu gut.“

Der Blinde fuhr auf. „Wenn er es wagen sollte, seine Domestikenaugen zu dir zu erheben, wenn er es wagen sollte . . .!“

„Sei ruhig, Vater. Ich wehre mich schon selber. Er hat es nicht getan. Noch hat er es nicht getan. Aber wer weiß, was er nicht alles auf dein Vertrauen aufbaut.“

„Du meinst, auch mein Vertrauen sei blind, wie?“
In Inges Augen traten Tränen. „Quäle dich doch nicht selber, Vater!“

„Er soll dich nicht haben. Niemand soll dich haben. Ich will nicht, daß dich einer liebt.“ Seine Stimme war wie Erz.

„Wer redet denn davon?“

„Alles redet davon. Alle Wände reden es. Jede Stunde, wenn ich allein bin, höre ich es. Jeder neue Frühling brennt es in mich ein.“ Seine Stimme wandelte sich jäh zu einer erkünstelten Gleichgültigkeit. „Ich hatte vorhin Besuch. Vor einer Stunde.“

„Ich weiß: Herr Grotted. Du hast mich nicht rufen lassen. Und du weißt ja, daß ich ohne dein Zeichen nicht komme.“

„Es war nicht nötig, um so mehr, als ich ihn prüfen wollte.“

Inge flog herum. „Prüfen?“

„Ja, ich prüfte ihn. Ich zeigte ihm die Schönheit unsrer Aussicht. Wie ich das so mache. Und dann . . .“

„Und dann?“

„Dann bot ich ihm Geld an, wie allen andern. Viel Geld.“

„Vater, wie konntest du?“

„Warum nicht? Weil sie ihn Baron nennen? Weil er diesen hochmütigen, sicheren Ton in der Stimme hat? So, als flirrte ein Kavaliersdegen von einst an seiner Seite?“

Inge kam Schritt für Schritt näher. Ihr Körper flatterte vor Erregung. „Weiter!“ Mehr wagte sie nicht zu sprechen. Sie fürchtete, sonst aufschreien zu müssen.

„Haben nicht alle Geld von mir genommen? Ob sie es nötig hatten oder nicht? Oh, Brodersen, ließ sich niemals lumpen, wenn es ihm darauf ankam. Ich habe alle gekauft, die ich kaufen wollte. Alle. Die Insekten, die in das Licht deiner Schönheit flogen, sind am Licht meines Reichthums elend verbrannt. Alle.“

„Und er, Vater? Und er?“ Sie stand nun neben ihm. Ihre Hand schüttelte seine Schulter. In fiebernder Spannung beugte sie sich über ihn. „Und er?“

Der Blinde hob seinen Kopf. Scharfe Falten schnitten in die Mundwinkel. „Glaubst du, er wäre der einzige, der nichts von mir nahm?“

„Ja, Vater, das glaube ich.“ (Fortsetzung folgt.)

Eine Mutter spricht mit sich selber.

Mein Sohn schreibt mir so gut wie gar nicht mehr. Das heißt, zu Ostern hat er mir geschrieben. Er denke gern an mich zurück, schrieb er. Und würde mich, wie stets, von Herzen lieben.

Das letztemal, als wir uns beide sahn, das war genau vor zweidreiviertel Jahren. Ich stehe manchmal an der Eisenbahn. Wenn Züge nach Berlin — dort wohnt er — fahren.

Und einmal kaufte ich mir ein Billett und wäre beinahe nach Berlin gekommen! Doch dann begab ich mich zum Schalterbrett. Dort hat man das Billett zurückgenommen.

Seit einem Jahr, da hat er eine Braut. Das Bild von ihr will er schon lange schiden. Ob er mich kommen läßt, wenn man sie traut? Ich würde ihnen gern ein Kissen stücken.

Man weiß nur nicht, ob ihr so was gefällt . . . Ob sie ihn wohl, wie er's verdiente, liebt? Mir ist manchmal so einzeln auf der Welt. Ob es auch zärtlichere Söhne gibt?

Wie war das schön, als wir zusammen waren! Im gleichen Haus . . . Und in der gleichen Stadt . . . Nachts lag ich wach und hör die Züge fahren. Ob er noch immer seinen Duxen hat?

Ich hab von ihm noch ein Paar Kinderschuhe. Nun ist er groß und läßt mich so allein. Ich sitze still und habe keine Ruhe. Am besten wär's, die Kinder blieben klein.

Erich Kästner.

Die Wasserflasche.

Von Wilhelm Herbert.

Die Damen sahen im Kreise und unterhielten sich. Sie unterhielten sich von ihren Töchtern. Denn jede von ihnen hatte eine Tochter — lauter prächtige, vorzügliche, hübsche und wohlgezogene Mädchen.

Man sprach gerade von Alma, der jüngsten der Frau Direktor.

„Alma ist ein außerordentlich gebildetes Mädchen.“

„Sie ist das natürlichste Geschöpf, das ich je kennen gelernt habe.“

„Sie hat Grazie, Anmut und Beweglichkeit.“

„Was mir am besten gefällt — wenn sie lacht, meint man, es klingen silberne Becher gegeneinander.“

„Ja, sie hat ein silbernes Lachen.“

Das war das Schlussergebnis der Kritik Almas, das sicher mit allgemeiner Befriedigung geendigt hätte, wenn nicht Fräulein Hektiefel in der Gesellschaft gewesen wäre. Fräulein Hektiefel hatte eine so tatsächliche Wahrheitsliebe, daß sie eher gestorben wäre, ja, daß sie eher gerädert worden wäre, ehe sie irgend etwas Wahres hätte unterdrücken können, das sie wußte.

Auch jetzt konnte sie was Wahres nicht unterdrücken, das sie wußte.

„Ja“, sagte sie — und alle Augen wendeten sich unruhig und aufgeregt auf sie, weil man etwas erwartete, das unangenehm war — „ja“, sagte sie, „ich glaube auch, daß ihr Lachen silbern ist. Aber Herr Daniel hat doch kürzlich etwas anderes gesagt.“

Peinliche Stille trat ein. Denn man wußte, daß Daniel ein hoharter Mensch war.

Die Frau Direktor zuckte mit den Achseln und wollte erst nicht. Aber dann wollte sie doch.

„Was“ — meinte sie und reichte den Kuchen zum zweitenmal herum — „was hat denn Herr Daniel gesagt?“

Fräulein Hektiefel nahm ein Stück Kuchen, legte es wieder hin, nahm das zweite, legte es auch wieder hin und behielt das dritte, weil es ihr das größte schien. „Herr Daniel“ — erklärte sie dann unter allgemeiner Spannung — „Herr Daniel hat kürzlich gesagt: „Fräulein Alma lacht wie eine Wasserflasche, die man ausgießt.“

„Ah!“ rief die Frau Direktor empört und setzte die Kuchenplatte mitten auf den Tisch, so daß die Milchkanne umfiel und ihren Inhalt über das grüne Kleid der Frau Oberinspektor ergoß, das gefärbt war und sofort gelbe Flecken bekam.

Dann erhob sich die Dame des Hauses und ging hinaus. „Aber Fräulein Hektiefel“ — sagte die Frau Major tadelnd — „Sie hätten das nicht erwähnen sollen.“

„Es ist wahr.“

„Auch wenn es wahr ist, hätten Sie es nicht erwähnen sollen.“

„Das Wahre darf man immer erwähnen.“

„Meine Damen“ — meinte Frau Zodel, die immer vermittelnd eingriff — „es ist vielleicht gar nicht so schlimm, wie es aussieht. Wir wissen ja alle nicht, ob der Vergleich für Fräulein Alma ungünstig ist. Wir müßten erst einmal feststellen, wie es klingt, wenn man eine Wasserflasche ausgießt.“

„Sehr richtig!“ erklärte das angegriffene Fräulein und sah triumphierend im Kreise umher. „Wir wollen erst einmal eine Wasserflasche ausgießen.“

Eine hilfsbereite jüngere Dame ergriff sofort die Wasserflasche und wollte sie ausgießen — über den Geranienstod, der am Fenster stand.

„Um Gotteswillen!“ rief eine ältere Dame, die neben ihr war. „Um Gotteswillen nicht! Man darf Blumen im Winter nicht so viel gießen.“

„Doch!“ sagte eine andere. „Gerade im Winter, wo die Blumen wenig Sonne haben, muß man sie mehr gießen. Sie haben da mehr Durst.“

Da sich die Meinungen hinsichtlich des Wasserdurstes der Blumen im Winter nicht zusammenfanden, beschloß man, die Flasche in eine leere Schüssel auszugießen, die auf einem Seitentisch stand.

Die Frau Major wurde durch allgemeinen Zuruf bestimmt, die Wasserflasche auszugießen.

„Wie soll ich denn gießen?“ fragte sie, ihrer Verantwortung sich wohl bewußt.

„Schnell!“

„Nein, langsam!“

„Mit Maß! Immer mit Maß und Ziel!“

Auch jetzt einigte man sich nicht so rasch.

Dann griffen sechs Hände gleichzeitig nach der Flasche. Dadurch entstand eine gewisse Unruhe und Unleichmäßigkeit. Die Flasche wurde bald langsam, bald schnell, bald mit Maß und Ziel, bald überhastet ausgegossen, und es entstand

dadurch ein komisches Gekläse, Geknurre, Geklapper und Gemäse, das es wirklich sehr einfältig klang.

Sie schauten einander unschlüssig an. Aber sie waren sich alle darüber einig, daß es nicht sehr hübsch geklungen hatte. Insofern freuten sie sich daran. Wirklich, wenn das Lachen Fräulein Almas so klang, wie das Ausgießen der Wasserflasche geklungen hatte — nein, wahrhaftig, man konnte denken, wie man wollte, aber wenn das Lachen Fräulein Almas so klang, wie das Ausgießen der Wasserflasche geklungen hatte, dann war dieses Lachen wirklich nicht sehr melodisch.

Sicher lachte jede der Töchter der anwesenden Damen melodischer. Ja, ganz gewiß lachte jede der jungen Damen melodischer und jede der Mütter war über diese Entdeckung so erfreut, daß sie alle zusammen riefen: „Ja, Herr Daniel hat recht, Fräulein Alma lacht wie das Ausgießen einer Wasserflasche. Es ist sehr hübsch. Sie lacht sehr hübsch.“

Die Frau Direktor war inzwischen in ihrem Schlafzimmer gewesen und hatte dort die Wasserflasche in das Waschbecken gegossen. Sie hatte die Flasche mit der ganzen mütterlichen Liebe ausgegossen, deren ihr heißes, gekränktes und bekümmertes Herz fähig war. Sie hatte die Wasserflasche langsam und sorgsam ausgegossen und fand, daß es entzückend klang.

So kam sie hochbefriedigt in das Zimmer.

„Nun, meine Damen“ — sagte sie und nahm wieder Platz und bot die Kuchenplatte weiter herum — „ich muß sagen, der Vergleich des Herrn Daniel ist so übel nicht. Meine Alma lacht tatsächlich wie eine Wasserflasche, die ausgegossen wird. Ich bin überzeugt davon.“

„Wir sind alle überzeugt“, erklärten die anderen Damen und schauten sich verstohlen an.

Man war so zufrieden, daß man beschloß, Herrn Daniel zum nächsten Kaffeetrinken einzuladen. Denn er war zweifellos ein sehr geistreicher, ein sehr netter Mann.

Nur Fräulein Hektiefel ärgerte sich. Was hilft denn da die schöne Wahrheit, wenn nicht einmal ein Verdruß dabei herauskommt?!

Ja, in der Tat, man möchte wirklich an der Wahrheit verzweifeln und zu Lügen anfangen. Denn da kommt doch viel eher ein Verdruß dabei heraus. Oder nicht?!

Welt u. Wissen

Gibt es einen Heimatfinn der Tiere? Die geheimnisvolle Sicherheit, mit der Brieftauben und die Zugvögel, aber auch andere Tiere, wie Hunde und Katzen, ihre Heimat wiederfinden, hat zu der Annahme geführt, daß manche Tiere einen besonderen Sinn besäßen, der ihnen diese erstaunlichen Leistungen ermöglicht. Der französische Zoologe Etienne Rabaud, der dieses Problem jetzt in einem Buch „Wie finden Tiere ihren Weg?“ behandelt, leugnet aber entschieden das Vorhandensein eines solchen mysteriösen Sinns, sondern glaubt, daß diese Erscheinung sich vollständig aus der Gedächtniskraft der Tiere erklären läßt. Anhaltspunkte der verschiedensten Art werden durch Geruch, Gesicht, Gefühl und Geschmack im Gehirn verzeichnet und von den Tieren mit außerordentlicher Fähigkeit festgehalten. Es gibt wohl noch viele Tatsachen, die auch bei dieser Erklärung geheimnisvoll bleiben; so ist es sicher, daß Tauben über viele hundert Meilen unbekannten Landes glücklich den Weg nach Hause finden, aber im wesentlichen ist es stets der Gesichtssinn, durch den sie sich orientieren. Es mag überraschen, daß man den Tieren, und selbst „niederen Tieren“, wie manchen Insekten, eine solche Kraft des Gedächtnisses zuschreibt, aber man muß berücksichtigen, in wie außerordentlichem Maße der zivilisierte Mensch die Fähigkeit verloren hat, geübene Einzelheiten im Gedächtnis festzuhalten. Der Naturforscher Bates führt einen bezeichnenden Fall an, der beweist, wie sehr uns der primitive Mensch darin überlegen ist. Er verirrte sich einmal, nur von einem zehnjährigen Indianerjungen begleitet, im Urwald. Das Kind konnte ohne Schwierigkeiten mit Hilfe von Wegzeichen, die es sich gemerkt hatte, Bates nach seinem Lager zurückführen, während er selbst nichts davon gemerkt hatte. Pferde und viele andere Tiere sind imstande, sich die genannten Einzelheiten eines Weges zu behalten, wenn sie ihn einmal gegangen sind. Der Verlust dieser Fähigkeit ist einer der vielen Preise, den wir für unser Stadtleben zahlen. Bei fliegenden Tieren ist natürlich der Gesichtssinn am wichtigsten; bei Tieren, die sich auf dem Boden fortbewegen, spielen Geruch, Geschmack und Tastsinn die wichtigste Rolle. Rabaud führt Beispiele an, wie Skorpione, Ameisen, Würmer und selbst Mollusken sich in vorzüglicher Weise zurecht zu finden wußten; das sicherste Mittel aber wählen wohl gewisse Spinnenarten, die einen „Ariadne“-Faden hinter sich herziehen, an dem sie den Weg zurück finden.

* **Wiesbadener Volksbücher** (Herausgegeben vom Volksbildungsverein, E. W., zu Wiesbaden, Geschäftsstelle Buchhandlung Limbarth-Benn, Wiesbaden). Nr. 212 bringt zwei der schönsten Märchen Erzählungen „Der blonde Eckbert“ und die „Elfen“ von Ludwig Tieck, der jetzt endlich auch in dieser Sammlung vertreten ist. Vier Scherenschnitte von Paul Fritzsche fügen sich vorteilhaft in den Text ein. Heft 214 bringt die Erzählung von Arthur Schnitzler „Der blinde Geronimo und sein Bruder“, die bekanntlich in meisterhafter Weise die eigentümliche Ideenwelt der Blinden veranschaulicht. Die beiden nächsten Nummern bieten Geschichten von Selma Lagerlöf zunächst in „Das Mädchen vom Moorhof“ eine Volkserzählung im besten Sinne des Wortes, und dann in Nr. 216 die tiefergreifende Weihnachtsgeschichte „Die Legende von der Christofle“ und „Das Heinselmännchen von Törebry“. Diese Nummer erhält in den ansprechenden Scherenschnitten von Erna Günther eine besondere Zier. In Heft 217 „Die Leut' vom Hochkogel“ von R. Plattensteiner, führt uns dieser Freund des unvergesslichen Rosegger in die niederösterreichischen Berge. Das Heft 218 bringt das berühmte Götterbild von Achim von Arnim „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratoneau“. Als eine besondere Zierde der Sammlung dürfte Nr. 219 anzusprechen sein, die vier Stimmungs- und Jugendnovellen bringt: „Immensee“, „Im Sonnenschein“, „Ein grünes Blatt“ und „Abwärts“ von Th. Storm mit einer Einleitung von Erich Viehegand „Zu Theodor Storms Lehr- und Wanderjahre“. Einem vielfach geäußerten Wunsch entsprechend, enthält endlich Band 221 eine Auswahl von „Rheinsagen“, die Dr. Paul Zaunert in die vorliegende Form gebracht hat und auch einführt. (Mit Federzeichnungen rheinischer Burgen und Erinnerungsstätten von Willi Mufot.)

* **Walter Medauer: „Die Bücher des Kaisers Butai“**, Roman. Mit einem Vorwort von Oskar Loerle. (Verlag Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68.) Der Jugendpreis deutscher Erzähler, den die Deutsche Buch-Gemeinschaft dem Verbandsdeutscher Erzähler alljährlich in Höhe von 10 000 Mark gestiftet hat und der im Einvernehmen mit dem Preussischen Kultusministerium zur Verteilung gelangt, ist für das Jahr 1927 Walter Medauer in Berlin für seinen Roman „Die Bücher des Kaisers Butai“ ausgesprochen worden. Es ist kein Unterhaltungsroman, für den sich das Preisgericht entschieden hat, sondern, wie der bekannte Literaturhistoriker Oskar Loerle (Mitglied der Dichterkademie) in seinem Patenworte betont, das Werk Medauers „maßt das Reich der Mitte als Märchenstätte zu anschaulicher Erkenntnis und voll Sinn des Lebens“. Ethische Schicksale, den Kampf der neuen gegen die alte Generation, schildert der Roman, aber alles ist auch für die westlichen Länder gültig. Wenn der Verfasser sich mit chinesischen Denkern der Vorzeit auseinandersetzt, so bleibt für die Gestalt seines Werkes doch wichtiger, daß er Gut der Ferne auch in sich fand; etwa die Erkenntnis, heilsamer als einen Tempel der Gesundheit zu bauen, wäre es, eine Stelle in den Gedanken zu haben, die man der Gesundheit weihen.

* **Isolde Kurz: „Der Ruf des Van“**, zwei Geschichten von Liebe und Tod. (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.) Die beiden Erzählungen dieses neuen Buches zeugen wieder von der überragenden, reifen Kunst der Dichterin. Auf dem brennenden Boden des Südens, der von Tod und Leben fiebert, baut sich das Schicksal von Mensch, Tier und Pflanze in gewaltigem Anstieg auf. Wie in der antiken Tragödie sieht man das unabwendbare Verhängnis sich vollziehen, dem die beiden unvergeßlichen Frauen gestalten Eleonora und Carlotta schuldhaft-schuldlos, von ihrer Natur getrieben, unterliegen.

* **Knud Andersen: „Brandung“**, Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Else v. Solander-Loskow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Die Orgel des Meeres rauscht und klingt in diesem Buche des dänischen Seemanns, das Meer als Fluch und Segen des Menschen, der mit der unstillbaren Sehnsucht nach dem Meere geboren wird, wie es Ture Westers ergeht, dem Fischerjahn, dessen Vater in Sturmesnacht in Ostfriesland sein Leben ließ, den die Mutter freibeten möchte vom Meer, dem er von erster Stunde an gehört und dem er verfallen ist mit allen Wünschen und Verlangen. Ein wilder Bursch wird er, froh und verwegen, ein „verfluchter Walfänger“, wie er sich selber nennt, der durch hartes Seemannstum das Weiße in sich, die Liebe zu Heimat und Mutter ersticken möchte —

bis sie eines Tages doch übermächtig wird und ihn zurückführt. Der Trost des Seefahrers bestimmt auch sein Verhältnis zu dem Mädchen, das er liebgewinnt und heiratet und in die wilde Brandung seines stürmischen Gemüts hineinzieht. Es ist kein leichtes Los, Ture Westers Kamerad fürs Leben zu sein, die Brandung tost so wild, daß ihrer beider Lebensschiff zu zerfallen droht, aber die harte Trennung schwerer Jahre zwingt sie von neuem zusammen, Sturm erprobt, wetterfest.

* **„Drei Bücher des Lachens“**. (Verlag Ullstein, Berlin.) Dieses lustige und bunt ausgestattete Buch, das die schönsten heiteren Geschichten von heute gesammelt bringt, beweist, daß heute der Humor nicht spärlicher fließt und ebenso reizvolle Schöpfungen zeitigt wie in früheren Epochen. Alle seine Spielarten sind vertreten und alle Völker, deutscher Humor findet sich in charakteristischen Ausprägungen ebenso wie amerikanischer oder russischer. Vom Zarten zum Derben, vom Schlicht-Besinnlichen bis zum übermütig-Grotesken läuft die tönereiche Skala. Als Namen einiger beteiligter Autoren seien angeführt: Joachim Ringelnatz, Roda Roda, Sling, Jerome K. Jerome, Egon Friedell, O'Henry, Peter Panter, Michael Soeffskenko, A. M. Frev, Maurice Baring, Georges Courteline.

* **„Der vollendete Adam“**. Ein Herrenbrevier von Paula und Burghard von Reznicek. (Verlag Dietz & Co., Stuttgart.) Der Herr von heute unter der Zeitlupe. Welcher Mann möchte ihn nicht sehen, welche Frau wird nicht neugierig auf das neue Herrenbrevier „Der vollendete Adam“ von Paula und Burghard von Reznicek? (Mit 127 feinen Künstlerhandzeichnungen und sechs mehrfarbigen Tafeln.) Die männliche Parallele zu Paula von Rezniceks begeistert aufgenommenen „Auferstehung der Dame“, hier findet der Mann in 90 feingekliffenen Kapiteln alles, was er wissen möchte. Es wird über alle körperlichen und geistigen Fragen des „Herrn der Schöpfung“ geplaudert. Aus den sechs großen Abteilungen (Masken herunter — Naakte Tatsachen verschleiert — Zwischen Sinnenlust und Seelenkriegen — Vorsicht, Hochspannung — Der letzte Reklord — Paradiesische Freuden) seien erwähnt: Tyrann oder Pantoffelherr. — Wie sie ihn sieht. — Die heilige Distretion. — Was ziehe ich bloß an? — Schon wieder eine Rechnung — Duell der Zungen — Und die Liebe geht doch durch den Magen. — Vom kleinen und großen Schlemmer. — Und immer wieder: der Handfuß. — Rauchwölkchen ziehen auf. — Rahe dem Meisterum. — Jeder sein Rodeseller. — Tanzen Sie denn garnicht? — Die sieben Todsünden des Mannes. — Intimität und Charakter. — Das selten schöne Buch ist gleich amüsant und empfehlenswert für den Herrn wie für die Dame.

* **„Am Justizmord vorbei“**. Der Fall Kölling-Saas. Dargestellt nach Gerichtsakten und Zeitdokumenten von Rechtsanwalt Dr. Heinz Braun-Magdeburg. Vorwort von Reichsjustizminister a. D. Prof. Dr. Gustav Radbruch-Heidelberg. 18 Bilder und 2 Tafeln. (Verlag W. Pannkuch & Co., Magdeburg.) Wer erinnert sich nicht dieser Magdeburger Justizaffäre! Kampf eines Unschuldigen um seinen Kopf! Der eigentliche Mörder in Schutz und Obhut bei einem Kriminalkommissar, einem Untersuchungsrichter und einem Landgerichtsdirektor. Eine Anklageschrift nennt Prof. Radbruch die vorliegende Darstellung des Falles Kölling-Saas. Ein Bild von den Gefahren, die auch den Schuldlosen bedrohen, so grauenhaft, daß man wünschen möchte, es könnte wenigstens in dem einen oder dem anderen Punkt noch eine Berichtigung erfahren. Ein spannender Kriminalroman ist dieses Buch — leider ein Roman aus der Wirklichkeit der Gegenwart.

* **„Naturgeschichte des Traums“**. Von Prof. Dr. M. S. Baer. (Verlag Hesse & Bader, Leipzig.) Seit Jahrtausenden ist das Traumproblem der Lummelplak aller möglichen Spekulationen gewesen. Nicht nur eine ungezügelt und unfritische Phantasie, sondern auch ein geradezu fränkischer Drang, das Ungewöhnliche und Rätselhafte in diesen Erscheinungen in den Vordergrund zu stellen, hat sich in diesen Spekulationen ausgewirkt. Aber als man vor mehreren Jahrzehnten dazu überging, die Schlaf- und Traumorgänge wie alle anderen Lebenserscheinungen mit den Methoden der Physiologie und experimentellen Psychologie zu erforschen, da begann das geheimnisvolle Dunkel über zu lichten, konnte der Schleier, der sich über die Erscheinungen gelegt hatte, gelüftet werden. Was solch exakte Forschung bisher zur Erkenntnis der Traumvorgänge geleistet hat, und wie sie zu diesen Erkenntnissen gekommen ist, das legt der Verfasser in fesselnder, klarer und leichtverständlicher Sprache in diesem Buche dar.